

25.

3219

3219



Autor: J. Nirschkansen.

Ausführliche  
Anzeige und Beurtheilung

der Schrift:

Beitrag zur Esthnischen Orthographie

von D. W. Masing.



Ausführliche

# Anzeige und Beurtheilung

der Schrift:

Beitrag zur Ehstnischen Orthographie

von

O. W. Masing

1824. — 39 Seit. in 8.



---

Reval, 1827.

Gedruckt bey Johann Herrmann Gressel.

Der Druck dieser Schrift ist gestattet, mit der  
Anweisung daß vor dem Verkauf derselben, in  
Folge des Gesetzes, sieben Exemplare an die  
Dörptsche Censur-Comität eingesandt werden.

Dorpat, d. 2. December 1826.

Coll. Rath D. Baron Ungern-Sternberg,  
Censor.

3219

---

## V o r w o r t.

Das in nachfolgenden Blättern Enthaltene lag schon zum Abdrucke bereit, als die in Pernau gedruckten Bemerkungen eines Freundes der ehstnischen Sprache über dieselbe Schrift des Herrn Probstes und Assessors des Lievländischen Oberconsistoriums Masing erschienen. Es war mir dabei nicht wenig erfreulich, wahrzunehmen, daß eine Menge Ansichten jenes Verfassers mit den meinigen übereinstimmten; zugleich verdienen aber zwei Umstände vorzügliche Berücksichtigung: Der Geschäftskreis jenes ungenannten Verfassers ist seit mehr als zwanzig Jahren von dem meinigen ganz abgetrennt, und ihm, als einem Ausländer, der alles, was er von der ehstnischen Sprache besitzt, erst durch Studium sich aneignen mußte, darf der Vorwurf nicht gemacht werden, als verfare er bloß nach Gewohnheit, ohne Prüfung und Grund. Die obervähnten Bemerkungen allein liefern

— ○ —

auch hinreichende Beweise vom Gegentheile. Dahin gehört — um dessen zu gedenken, was dem Herrn Verfasser eigenthümlich ist und in diesen Blättern nicht bemerkt worden ist — gleich im Eingange die scharfsinnige Critik einiger vom Herrn Pr. Masing als vermeintliche Beispiele von Doppellauten aufgestellter Wörter; die Bemerkung, daß bei denselben zwanzig Doppellauten der ehstnischen Sprache, noch einer übergangen sey; Bemerkungen über Verwechslung des Tones mit der Länge der Sylben und Vocale und dergl. mehr. Indessen, wenn gegen Herrn Pr. Masing wegen der Wörter selletama und sellitama eine Bemerkung gemacht wird, so möchte derselbe doch den ohnstreitig richtigen Sprachgebrauch angegeben haben.

J. Hirschhausen,

Rusal Pastorath im Julius 1826.



---

Der Verfasser der zu beurtheilenden Schrift, ein bewährter Freund und Kenner der ehstnischen Sprache, will Allen zugleich gerecht werden, welche ihm bisher über seine Ansichten dieser Sprache und ihrer Schreibart schriftliche Bemerkungen zugesandt haben, und stellt zur Beantwortung aller an ihn ergangenen Fragen, Zweifel u. s. w. in diesem kleinen Traktate unter anderen die Hauptmomente auf, in welchen er, die ehstnische Orthographie betreffend, von dem Bisherigen abweichen zu müssen geglaubt hat. Aus dessen zahlreichen ehstnischen Druckschriften weiß man, wie sehr derselbe bemüht ist, auf die religiöse, und überhaupt intellektuelle Cultur des Landvolks einzuwirken; und daß ihm dieser Zweck Herzens-Angelegenheit ist, und sein Streben ihm einen edlen Genuß gewähren werde, daran ist nicht zu zweifeln. Nebenher kann man ihm auch die Freude gönnen, die ihm eigenthümliche Rechtschreibung der ehstnischen Schrift auf die Art sich immer allgemeiner verbreiten zu sehen. Jede neue Druckschrift des Herrn Verfassers liefert ein Denkmal mehr für das Daseyn und die Praxis seiner orthographischen Eigenthümlichkeiten, und das dermaßen sich ergebende Gedeihen derselben kann dem Urheber nicht anders als angenehm seyn. Wirklich fühlt man

sich auch gedrungen, abgesehen von den orthographischen Reformen, den vielen verdienstvollen und dankenswerthen Bemühungen des Herrn Pr. Masing alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und dem umsichtigen, richtig urtheilenden und gutmeinenden Geiste, der aus dessen Volksschriften spricht, mit Achtung zu begegnen; allein verhehlen kann man dabei nicht, daß in Absicht mehrerer in der Orthographie, und sogar auch gewissermaßen in der Sprachbehandlung, aufgebrachter Neuerungen mancherlei Bedenklichkeiten obwalten, und selbst wohlbegründete Einwendungen gemacht werden dürften. Man könnte zuvörderst gleich fragen: Sind die von dem Herrn Verfasser getroffenen orthographischen Aenderungen durchaus so nothwendig, daß man ohne sie keine wahre, den Erfordernissen entsprechende ehstnische Schrift mehr hat? Sind sie alle dermaßen begründet, daß ihre Richtigkeit ohne Widerrede zugegeben werden muß? Ferner: Hat überhaupt der Einzelne das Recht, an einer schon regulirten Schrift, welche in ihrer verbesserten Gestalt durch mehr denn hundertjährigen Gebrauch, Eigenthum des Volks geworden ist, nach Belieben zu ändern? Darf der Einzelne, wenn gleich in ursprünglich willkürlichen Dingen, (die Schriftzeichen gelten ja, wie man sie gelten lassen will) welche jedoch schon in die Schrift der Nation übergegangen sind, und volle Autorität erlangt haben, solche Abänderung treffen, daß er irgend ein bisher Geltendes eigenmächtig streicht, und dagegen das von sich aus Beliebte, dem Bisherigen wohl



Art die Zahl der etwa nothwendig erforderlichen Neuerungen ohne Noth zu vermehren? Sollte endlich an der Befugniß des Reformators der Umstand nichts ändern, ob er es mit einer Sprache zu thun hat, die bisher noch gar keine Schrift aufweisen konnte, oder mit einer solchen, die nicht nur schon Schriftsprache geworden war, sondern überdem nach Beendigung der Stahlschen Periode eine wesentliche Reformation erlebt hatte, durch welche nicht weniger denn sieben Buchstaben, die gegen den Genius der Sprache aus dem deutschen Alphabeth waren aufgenommen worden (c, f, q, v, x, y, z; überdem die Zusammensetzungen ch, ck, ff, ß, ð) aus ihrer Schrift verbannt wurden; mit einer Sprache, welche, den Stützpunkt aller europäischen Cultur, die heilige Schrift in zweyen Auflagen schon besas, und deren Rechtschreibung durch das vereinigte Bemühen mehrerer verdienten Männer, unter denen vorzüglich der zu früh verstorbene Candidat Bengt Johannes Forselius genannt wird, in der Art geordnet ward, daß, ihr folgend, schon über hundert Jahr gleichmäßig geschrieben, gedruckt und gelesen worden ist?

Alle diese Fragen lassen sich mit Recht aufwerfen, und ohne Zweifel ist von der Beantwortung derselben das Urtheil mit abhängig, welches über einzelne orthographische Neuerungen des Herrn Verfassers auszusprechen wäre. Der Aufsteller dieser Fragen ist weit davon entfernt, von sich aus über dieselben entscheiden zu wollen; allein er hält es der guten Sache för-

derlich, wenn mehrere einzelne Stimmen sich vernehmen lassen, um wenigstens für den der Prüfung Fähigen und die Prüfung Vollenden dasjenige zu bezeichnen, was noch nicht als ausgemacht angesehen werden kann, oder was wohl gar einem begründeten Tadel unterliegen dürfte. Die auf diese Weise sich ergebende, mit Gründen belegte, überwiegende Billigung gewisser von dem Herrn Verfasser aufgenommenen Neuerungen würde auf Gewinn für die ehstnische Sprache oder Schrift deuten; dagegen motivirter Tadel anderer, derselben Anwendbarkeit entweder zweifelhaft machen, oder sie als unstatthaft völlig zurückweisen. Dergleichen Beurtheilungen würden aber nicht bloß dem Liebhaber und Kenner der ehstnischen Sprache willkommen seyn, sondern auch insbesondere denjenigen einen Dienst leisten, welche von Amtswegen sich ihr zu widmen den Beruf haben. Man könnte zwar Anfängern den Rath ertheilen, sich zuvörderst an diejenige Schreibart, welche sie in der Bibel, dem Gesangbuche &c. finden, so lange zu halten, bis sie zu einem selbstständigen Urtheile in der Sache gelangen und im Stande seyn würden, aus Gründen zu verwerfen oder anzunehmen; allein dieser Weg, unstreitig der richtigste, ist gleichwohl der beschwerlichere, manchem das Ziel vielleicht nicht einmal erreichbar, und mancher könnte unter solchen Umständen veranlaßt werden, sich ganz unbedingt an den Heros der ehstnischen Sprache anzuschließen,<sup>\*)</sup> und würde alsdann mit dessen Sprachvortheilen und Schriftverbesserungen, zugleich auch solche

\*) Müssen sich mit Allen, die die Schrift verbessern, in Gottes Namen thun; man müßte wissen, daß die Schrift verbessert werden, schreiben wir die ganze Schrift, das ist, das zu müssen.

Eigenthümlichkeiten sich aneignen, welche schlecht hin weder durch Sprache noch durch Aussprache begründet werden können, oder doch nur dazu dienen, den Contrast, in welchem die Masingsche Schreibweise neben der autorisirten dasteht, ohne Noth noch greller darzustellen.

Zur näheren Bezeichnung der anzuzeigenden Schrift werde erst der Inhalt kurz angegeben, und darnach mögen die nöthigen Bemerkungen folgen. Anfangs wird von den Selbstlauten, Umlauten und Doppellauten gehandelt, so wie vom Muillirungszeichen und dem Accente. Dann geht der Herr Verfasser zu den Consonanten über, besonders zu denjenigen, deren Aussprache vom Deutschen abweicht. Darnach wird die unnöthige Verdoppelung der Consonante gerügt, und solches durch eine dazu insbesondere aufgestellte Declinationsform erhärtet. Endlich verbreitet sich der Verfasser in eilf Nummern über Rechtschreibung, Etymologie und Sinnverschiedenheit einzelner Wörter, und fügt zum Schlusse sein eigenes Urtheil über die von ihm herausgegebenen Schriften hinzu.

Um nun ins Einzelne einzugehen, so werden sechs Selbstlaute, drei Umlaute und zwanzig Doppellaute, als der ehstnischen Sprache eigenthümlich aufgeführt. Der zu den bisherigen fünf Selbstlauten hinzukommende sechste (in der aufgestellten Reihe der 5te) ist der Gurgelton  $\bar{o}$ , welchen besonders erforscht und in die Schrift aufgenommen zu haben, ein unbestreitbares Verdienst des Herrn Probst. Masing ist. \*) Unter den Doppellauten kommen daher auch durch Zu-

\*) Aber wie? In Kopirung ist zu sehen  
 nur 100. Kopirung gemacht! Kann man da ein  
 Klüßling nach gelben? n. was wird es mit,  
 kopirung?

sammensetzung mit jenem Selbstlaute vor  $\bar{o}e$  und  $\bar{o}i$ , und diesen gebührt, ist einmal das  $\bar{o}$  aufgefunden und eingeführt, gleichfalls die Aufnahme neben demselben. Das  $\bar{o}e$  tritt an die Stelle des bisherigen  $o\bar{o}$ ,  $\bar{o}a$ , und auch bisweilen des  $\bar{o}e$ ; und wird demnach mit entsprechendem Charakter geschrieben  $w\bar{o}eras$ ,  $\bar{o}e$  (der Schwester),  $\bar{o}el$ ,  $s\bar{o}el$ ,  $h\bar{o}eruma$ ,  $t\bar{o}este$ ,  $r\bar{o}em$ ,  $r\bar{o}emustama$  u. s. w. Das  $\bar{o}i$  dagegen ist anwendbar in  $\bar{o}igus$ ,  $f\bar{o}ik$ ,  $w\bar{o}i$ ,  $f\bar{o}igew\bar{a}ggewam$  u. s. w.; nur möchte Referent das Wort *teine* aus dieser Reihe herausnehmen, und zwar aus dem Grunde, weil zwar noch der Strandbauer *toine* pronuncirt, allein aus dem Munde des gebildeteren Landbauern dieser volle Ton sich gänzlich verloren hat. Außer jenen beiden Doppellauten werden zu den sonst gebräuchlichen noch zwey hinzugefügt,  $ua$  und  $\bar{u}i$ , und ein drittes,  $\bar{o}e$ , wenigstens anders angewandt als bisher. Was den ersten betrifft, so ist Referenten kein Wort erinnerlich, in welchem  $ua$  Eine Sylbe bildete;  $\bar{u}i$  dagegen hat dem Herrn Verfasser beliebt aufzunehmen, weil derselbe statt des doppelten  $\bar{u}$ , wie solches in dem Worte  $n\bar{u}\bar{u}d$  vorkommt, zum einfachen  $\bar{u}$  ein  $i$  gesetzt haben will und daher schreibt:  $n\bar{u}id$ . Ähnliche Bewandniß hat es mit dem  $\bar{o}e$ . Der Herr Verfasser setzt, statt der sonst gebräuchlichen Verdoppelung des  $\bar{o}$ , zu dem einfachen  $\bar{o}$  ein  $e$  hinzu und schreibt z. B.  $t\bar{o}ed$  statt  $t\bar{o}\bar{o}d$ . Auch will derselbe den einsylbigen Wörtern  $t\bar{o}$ ,  $w\bar{o}$  und  $\bar{o}$  in allen Cas. obl. ein  $e$  angehängt wissen, und zwar in Folge einer, Seite 6 unter No. 3 aufgestellten Regel, welche also lautet:

*Das ist nicht  
mit dem*

„In allen Biegungsformen einsilbiger Wörter, die sich auf einen Selbstlaut endigen, wird der Vocal verdoppelt; z. B. von so, su, ku, ma, te heißen die Gen. soo, suu, kuu, maa, tee und so durch alle Casus hindurch“ (also auch maale, maade! u. s. w.). Diese Regel ist zwar bisher nicht befolgt worden, indessen kommt es darauf an, ob sie Grund hat und unabweisliche Ansprüche auf Befolgung. Die Aussprache verlangt wenigstens in den beregten Fällen die Verdoppelung des Vocals nicht; denn die einsylbigen Wörter haben bekanntlich schon im Nominat. einen gedehnten Vocal, und bilden daher, obgleich nur aus zwey Buchstaben bestehend, eine lange, nachdrucksvolle Sylbe, die, wenn man gleich den Vocal verdoppelte, doch nicht länger gedehnt werden könnte. Vergleicht man ferner einzelne Casus mit dem Nominat., z. B. das Wort Ma in den Sätzen Ma pörrub und Ma peäl on monda; so ist entweder keine Verschiedenheit der Aussprache, oder, wenn eine da wäre, so klingt gerade der Nominativ länger, weil er nicht wie der Genitiv durch die Postposition gebunden ist. Jene Regel gründet sich also nicht auf die Aussprache, diese im Gegentheil scheint jener zu widersprechen. Verlangt aber der Herr Verfasser überdem die Verdoppelung des Vocals durch alle Casus hindurch, alß auch im Dativ maale, suule u. s. w.; dann verstößt derselbe gegen eine Grundregel der ehstnischen Orthographie, nach welcher in einer auf einen Vocal ausgehenden ersten Sylbe, dieser Vocal, dem natürlich in der folgenden Sylbe



unmittelbar nur Ein Consonant folgen darf, lang ist, mithin der Verdoppelung nicht bedarf. Jedoch dieser Regel ist nur in einer Anmerkung versteckter Weise erwähnt worden. Der Herr Verfasser ist nämlich mit der Eintheilung der Vocale in lange und kurze nicht zufrieden, womit doch die Prosodie unserer ausgebildeteren Sprachen sich begnügt, sondern macht noch im Ebstnischen den zarten Unterschied zwischen mehr und minder gedehnt. Er sagt Pag. 6: „Jeder Selbst- und Umlaut hat eine dreysfache Währung, eine gedehnte, eine mittlere und eine kurze;“ und Pag. 7 heißt es in einer Anmerkung: „Der Vocal ist minder gedehnt, und steht zwischen dem producirtten und kurzen Selbstlaute als ein Medium in der Mitte, wenn er sich zu Anfange des Worts vor einem Consonanten befindet, dem ein Laut folgt, z. B. *kela, tule, toli, sani.*“ — Vergleicht man aber diese angeblichen Media mit jenen von einsylbigen, auf einen Vocal ausgehenden *nomibus* herkommenden Wörtern *sule, male, wöle* u. s. w., so läßt sich keine Spur von Verschiedenheit an ihnen entdecken, sie haben sämmtlich einen langen Vocal und fallen in der Aussprache völlig zusammen. Ueberdem läßt sich die zuletzt angeführte Regel sehr gut auch auf *sule, male, wöle* anwenden, und solchem nach hätten diese Wörter in ihrer ersten Sylbe einen minder gedehnten Vocal; gleichwohl verlangte der Herr Verfasser vorhin, man solle sie mit doppeltem Vocale schreiben, doch wohl, weil sie seiner Meinung nach zu den mehr gedehnten gehörten — wie

steht es also eigentlich mit den minder und mehr gedehnten Selbst- und Umlauten? und wozu nußt diese Unterscheidung? Ja! Gesezt, es wäre wirklich etwas daran, es ließe sich ein Medium als solches wahrnehmen, so eignen sich doch dergleichen Subtilitäten auf keinen Fall zu Grundlagen der Orthographie für ein alle wissenschaftliche Bildung entbehrendes Volk. Auch hat der Herr Verfasser selbst die Entbehrlichkeit eines solchen Medii dadurch stillschweigend zugestanden, daß er, jene Anmerkung abgerechnet, im Verfolge doch nur von zweyen handelt, von einem gedehnten und einem kurzen Vocale.

Wenn indessen der Herr Verfasser die Verdoppelung der Vocale gestattet, wo sie gedehnt ausgesprochen werden, so darf nach demselben solches doch nicht bei den Umlauten statt finden. „Bei diesen, heißt es Pag. 7, wird die Dehnung in den Flexionsfällen nicht durch Verdoppelung, sondern in den Wörtern auf å und ö durch Hinzufügung eines e, und in den auf ü durch ein i gemacht, und schmilzt sowohl das e wie das i mit dem Umlaute zu einem Doppellaute zusammen, als på, Gen. påe; ö, Gen. öe; tö, Gen. tõe; wö, Gen. wõe; pü, Gen. püi; sü, Gen. süi und so durch alle Casus.“ Die Wörter ö, tö und wö, auch pü und sü blieben bisher im Genitiv unverändert; man hengte nur gewissen zweisylbigen Wörtern, die auch zweisylbig blieben, statt der ausgeworfenen Consonante ein e an, welches die zweyte Sylbe bezeichnete, als: måggi, Gen. måe; fåssi, Gen. fåe; wessi, Gen. wee; wåggi, Gen. wåe; ödde,

Gen. öe; tödde, Gen. töe; jöggi, Gen. jöe. Zum Unterschied von töe, der Wahrheit, schrieb man im Gen. tö, der Arbeit; zum Unterschiede von öe, der Schwester, schrieb man ö, der Nacht. Es fand daher wirklich nicht das Mißverständniß statt, welches Herr Probst Masing so oft und in dieser Rücksicht mit Unrecht gerügt hat, als habe man bisher die Genitive von tödde und tö, so wie von ödde und ö in der Schrift nicht unterscheiden können. Lediglich weil der Herr Verfasser anordnet, zu schreiben töe, der Arbeit, und öe, der Nacht, ist dies Mißverständniß allererst in die Schrift gekommen. Ueberhaupt richtet die eben angeführte Regel des Herrn Verfassers große Umkehrung in der ehstnischen Orthographie an, so daß, wenn man nur sie für richtig erklärte, eine große Menge bisher richtig geschriebener Wörter als falsch durchstrichen werden müßten. Man schrieb bisher, außer ööb, tööb, wööb, auch söön, nään, pääm, jääd, püüdma, hüüdma, in Folge eben der Regel, nach welcher in solchem Falle auch die Vocale verdoppelt wurden, als in den Wörtern saan, teen, tiiskus, toon, suur; und bei jener Schreibweise sprach man die Wörter auch gebührend aus, ohne deshalb nothwendiger Weise die Hiasmen und Böotismen hörbar zu machen, welche der Herr Verfasser Seite 30 zu befürchten scheint, und die auch, wo sie vorkommen, wie bei manchen schlecht unterrichteten Kindern, wenn sie das Lesen erlernen, äußerst widerlich klingen. Nunmehr sollen jene und dergleichen Wörter also geschrieben werden: öed, töed, wöed,

söen, näen, päew, jäed, puidma, huidma; und warum? War die bisherige Schreibart etwa so verkehrt, daß ein gründlicher Sprachkennner sie nicht stehen lassen durfte? — Keineswegs! Es war nach derselben unmöglich die richtige Aussprache zu verfehlen; man hatte nur nöthig, den vorkommenden Umlaut ä, ö oder ü zu verlängern und darnach zum Schluß der Sylbe den erforderlichen Consonanten hinzuzufügen; die Sprachorgane fanden auf allen Fall von selbst den Uebergang vom Umlaut zum Consonanten, sey es nun durch ein vermittelndes e oder i oder irgend einen andern Ton. Will man z. B. im Worte tödd von töö zum d übergehen, so ist dies freilich nicht anders möglich, man muß die Wölbung der Lippen aufgeben und vermittelt eines fast unmerklichen e den Uebergang zum d vollbringen; allein dieses augenblicklich einfallende e gehört gleichsam nur als Vorschlag zum d, ist kein wesentlicher Theil der Sylbe selbst, und darf daher, wenn nicht die richtige Aussprache in Gefahr kommen soll, in die Schrift nicht besonders aufgenommen werden. Zwar werden wir angewiesen, dieses e mit dem Umlaute zu einem Doppellaute zusammenschmelzen zu lassen; allein dies kann doch nichts anders heißen, als daß man auch hier verfahren solle, wie überhaupt mit den ehstnischen Doppellauten zu geschehen pflegt, und alsdann kann nicht geleugnet werden, daß offenbar das e hier durch sein sichtbares Hervortreten mehr Bedeutung erhält, als die richtige Aussprache verlangt und zuläßt. In den Wörtern pael, nael, poeg,

foer kommen auch Doppellaute vor, die mit dem e gebildet werden; und man bemerkt an ihnen sehr wohl, wie deutlich beide Vocale, welche den Doppellaut ausmachen, nach einander und neben einander ausgesprochen werden müssen. Nun folge man dieser Aussprache und spreche in eben der Art die neu entstandenen Wörter wóed und tóed, oder etwa die Wörter óeldakse und póerminne aus, hört man alsdann die bekannten ehstnischen Wörter, welche nach ihrer alten Schreibweise noch nie einer Verunstaltung ausgefetzt gewesen sind? — Ich kann mich nach unpartheiischer Prüfung davon nicht überzeugen und gewahre bei dieser beabsichtigten Veränderung nichts weniger als eine Verbesserung der Orthographie. Hätten wir nicht schon das Bessere in Händen, so könnten wir uns das Minder-gute gefallen lassen und würden uns wahrscheinlich daran gewöhnen, bis etwa ein künftiger Reformator käme und uns eines Besseren belehrte; allein unter den obwaltenden Umständen darf und soll man prüfen, und nach sorgfältiger Prüfung das Bessere bewahren. — Was so eben an dem Umlaute ó gezeigt worden ist, ergiebt sich auch an dem å, wenn demselben, statt ihn zu verdoppeln, ein e zugesetzt werden soll. Die Wörter náen, páew, jáed, ráestas, rukfiråeks &c., nach Diphtongen-Art ausgesprochen, erhalten sämtlich einen fremden Ton, und der alte getreuliche ist er nicht. Gleiche Bewandniß hat es mit dem üi, und wenn der Herr Verfasser der Vorstellung zu leben scheint, daß man das i nur gehörig mit dem ü ver-

schmelzen dürfe, um in ihnen die rechte Aussprache der hergehörigen Wörter zu erkennen, so ist selbst der Ausdruck „zusammenschmelzen“ hier übel angebracht. Es soll weder ä und ö mit e, noch ü mit i zu einem Dritten, (wie etwa Kupfer und Zink zu Messing) zusammenschmelzen; sondern der dem Umlaute zugegebene Vocal soll nach Diphthongen - Art neben jenem in seinem Laute fortbestehen, und beide sollen nur in der Aussprache an einander geschmiegt werden. Schmiegt man aber z. B. in den Wörtern puidma und hüidma das i zunächst an das ü an, so entsteht auch hier eine unrichtige Aussprache, und Referent kann darin eben so wenig eine Verbesserung anerkennen.

Es ist nicht zu leugnen, daß dergleichen Erörterungen, als die eben vorgekommenen im Grunde geringfügige, nur durch ihre Verzweigung mit der Schrift beachtungswerthe Gegenstände betreffen, und man wird allerdings an die Plänkelen und den kleinen Krieg erinnert, welchen der Herr Verfasser nach Seite 22 und 23 in den derzeitigen Verhandlungen der ehstnischen Sprache bemerkt haben will; allein ist es des Referenten Schuld, wenn er von solchen Dingen sprechen muß? Man darf es wohl sagen, lediglich der schnellen und zuversichtlichen Hingabe an manches, sich ihm darstellende Neue, und nebenher dem Mangel an hinreichender Rücksichtnahme hat der Herr Verfasser es zuzuschreiben, wenn man von Anfang an mit einigem Mißtrauen auf dessen neue Schöpfungen hinblickte, und daher selbst in Fällen, wo derselbe recht haben mochte, vorsichtiges

Zweifeln für Pflicht hielt. Wirklich sind wir mit dem uns gewordenen Gewinne für die ehstnische Rechtschreibung noch gar nicht aufs Reine; und so großes Verdienst der Herr Verfasser sich auch um die Sprache überhaupt erworben hat, so kann doch in orthographischer Hinsicht so Manches aus desselben Angaben und Forderungen hervorgezogen werden, das nicht als das Bessere sich bewährt, und noch weniger als das Alleinrichtige vorgestellt werden darf.

Seite 8 bis 15 wird von einigen Selbstlauten, zuerst vom i gehandelt. Vergleicht man damit, was Seite 17 vom Consonanten j und Seite 30 und 31 von den Wörtern poeg und maja gesagt wird, so kann man dieser einfachen und wohlgegründeten Darstellung seinen Beifall nicht versagen, noch unbedauert lassen, daß diese Ansicht nicht schon vor 100 Jahren aufgefaßt worden ist. Dem Uebelstande, daß man bisher maias (im Hause) und maias (der Näscher) auf gleiche Weise schrieb; eben so waia (es mangelt) und waia (des Pfahls) — ist von dem Herrn Verfasser auf eine zweckmäßige Weise abgeholfen worden. Derselbe geht von der geltenden Orthographie aus, und baut auf sie als auf den geschichtlichen Grund. Der Buchstabe i schließt sich in den meisten Fällen, wo er einem der Selbstlaute a, e, o, u folgt, an denselben in der Art an, daß er mit ihm einen Doppellaut bildet, als ait, eit, toit, muid. Dieses Anschließen könnte daher mit Recht als Regel zum Grunde gelegt und auch dann noch als bestehend betrachtet werden, wenn dem i etwa wieder ein

Vocal folgte, wie in den Wörtern *maias*, der Mäſcher, *waia*, des Pfahls, und *aia*, Genitiv des veralteten Wortes *aid*, der Zaun. Eben ſo ſchreibt man auch *kāia*, gehen; *ſaia*, Weißbrodt; *laia*, des Breiten; *āia*, des Schwiegervaters ꝛc. Nun blieb noch übrig, für die abweichenden Fälle, wo das *i* zwiſchen zwei Vocalen eine andere Ausſprache erforderte, eine Auskunſt zu treffen, und nicht beſſer trifft man ſie, als durch Anwendung des Conſonanten *j*, zumal da in beſanntem Falle die neue Sylbe wirklich mit demſelben anhebt. Man darf nur dem Buchſtaben *j* die Geltung ertheilen, daß er in der Ausſprache ſich möglichſt an den vorhergehenden Vocal anſchmiege, zugleich aber die neue Sylbe beginne. Demnach würde geſchrieben werden *poja* des Sohnes, *aja* der Zeit, ꝛc.; jedoch mußte man alſdann, ſobald der vorhergehende Vocal lang tönt, und ein Verweilen auf demſelben erforderlich iſt, noch den Accent zu Hülfe nehmen und ſchreiben *ſo'ja* des warmen, *po'o ja* der Henker, zum Unterſchied von *poja* des Sohnes. Auf dieſe Art werden nach Anordnung des Herrn Verfaſſers alle verſchiedene Fälle unter übereinſtimmende Regeln gebracht, und man iſt im Stande nicht nur mit Beſtimmtheit zu ſchreiben, ſondern auch richtig zu leſen *raiu-ma*, hauen; *ra-jama*, Grenze legen; und *ra'ja* (in Oſtindien). Nur bleibt, wie ſchon bemerkt worden iſt, zu bedauern übrig, daß beſagte Fälle nicht ſchon im Anfange des vorigen Jahrhunderts in der Art geordnet worden ſind.



Seite 19 ist ausführlicher die Rede von dem Selbstlaute  $\bar{o}$  und seinem Doppellaute  $\bar{o}i$ , auf welche das Publicum zuerst durch Herrn Probst Masing ist aufmerksam gemacht worden. Obgleich Referent sich anfangs gegen die Annahme obigen Zeichens erklärt hat, so giebt, er nunmehr doch gern zu, daß der Herr Vf. vollkommen berechtigt war, dasselbe in seine Schriften aufzunehmen; denn jener eigenthümliche Laut ist wirklich in der Sprache vorhanden; und es ist nicht zu leugnen, sobald derselbe durch ein besonderes Zeichen in der Schrift ausgedrückt wird, erhält man durch letztere einen um so viel vollständigeren Reflex der Sprache selbst. Diesen Vortheil verdanken wir dem Forschungsgeiste des Herrn Vfs. und man kann nicht umhin, desselben Verdienste auch in dieser Hinsicht vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Möchte aber nur mit Bestimmtheit ausgemacht werden, in welchen ehstnischen Wörtern jener Ton wirklich vorhanden ist, und in welchen nicht. Jener Gurgelton soll auch in folgenden Wörtern anzutreffen seyn, welche Herr P. Rosenplänter aus den Masingischen Schriften als solche ausgezogen hat, die mit einem  $\bar{o}$  geschrieben werden müssen; nämlich: *ilmotsata*, *koht* (Gen. *kohha*); *kohhendama*, *ford*, *fordamineminne*, *forraste*, *forratüdruf*, *odrad*, *oks*, *oksendama*, *ommeti*, *oskama*, *ostma*, *ots*, *otsasama*, *otsas*, *otse*, *otsego*, *otsima*. Allein, wenn auch im wierländischen Dialekte, der sich dem ungebildeteren Stranddialekte nähert, einige der genannten Wörter

ihr reines o mehr oder weniger verlieren, so ist dies doch nicht überall der Fall, und Referent kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß auch Andere jene Wörter beachten, und mit der Aussprache des Volks vergleichen möchten. Es sey hinreichend, hier nur noch zu bemerken, daß unter andern bei dem obangeführten Worte kóht, Genit. kóhha, sogar die Nothwendigkeit des reinen o schon daraus hervorgeht, daß neben diesem Worte ein ihm ganz ähnliches kóht, Genit. kóhhu, steht, welches wirklich den Gurgelton hat. Beide Wörter werden ganz verschieden ausgesprochen; wollte man dennoch auch ersteres eben so wie letzteres schreiben, so gienge ja der kaum erlangte Vortheil schon wieder verloren.

Seite 9 bis 11 handelt der Herr Vf. vom Muilliren und dessen Bezeichnung. Voran steht die Behauptung: „Auf den Umstand, wie man es bisher gänzlich überhört, daß die ehstnische Sprache sehr häufig muillire, ward das Publicum zuerst im Jahre 1816 in den ehstnischen Originalblättern aufmerksam gemacht.“ Dagegen muß zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden, daß jene Eigenthümlichkeit der ehstnischen Sprache schon in der Hornungschen, am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Riga herausgekommenen ehstnischen Grammatik aufgeführt worden ist, und so lange wenigstens ist sie nicht überhört worden; auch bedauern beide nachher erschienenen ehstnischen Sprachlehren, daß man selbige Eigenthümlichkeit nicht auch in der Schrift angedeutet habe. Dies ist es nun, womit Herr

Dr. Masing Ernst gemacht hat, indem er auf eine zweckmäßige Weise unter dem zu muillirenden Vocal einen Punkt anbringt. Mag es denn auch seyn, daß man im Ehnischen ursprünglich nicht muillirt hat, die Ehnisten des festen Landes (im Gegensatz der zurückgebliebenen Strandbewohner) haben einmal in der Ausbildung ihrer Sprache diese Eigenheit angenommen, und nunmehr hat es seine Richtigkeit — das ganze Volk muillirt. Es ist daher auch als Fortschritt in der Schrift zu betrachten, wenn man in ihr diese eigenthümliche Aussprache zugleich angedeutet findet.

Seite 12 bis 15 wird für die ehstnische Sprache das Bedürfniß des Accents dargethan und man kann nicht in Abrede seyn, daß er, wenigstens in zweyen Fällen, sehr gute Dienste leistet. Der Accent ist nach dem Vf. erforderlich:

I. „Zu Anfange eines Wortes über dem Vocale, wenn derselbe vor einem verdoppelten Consonanten steht, um anzuzeigen, daß diese letzteren, ein jeder für sich bestimmt ausgesprochen werden müssen, und daß der Ton mit Nachdruck auf der ersten Silbe ruhe“ — z. B. ka'lla, gieße du! zum Unterschied von kalla, Fisch; su'lle, dir, zum Unterschied von sulle, Feder; pa'r-ras, im Barte, zum Unterschied von parras, eben recht; mu'r-re, der Dialekt, zum Unterschied von murre, die Sorge &c. — Der Accent läßt hier keinen Augenblick zweifelhaft, welches Wort eigentlich gemeint sey, und setzt den Leser in Stand, ihm bisher ganz unbekanntes Wörter und Eigennamen, die er früher nicht hat

aussprechen hören, durch Gegenwart oder Mangel des Accents sogleich richtig zu lesen. Wenn jedoch der Herr Vf. die ohne dieses Zeichen ehedem vorgekommene Ungewißheit zweyer, im Sinne verschiedener, aber auf gleiche Weise geschriebener, Wörter auch auf diejenigen ausdehnt, in welchen nn, und mm vorkommen, so kann man dies nicht als richtig zugeben; denn wannutama, beeidigen, und wannutama, walten; miñna, gehen, und minna, ich; liñna, in die Stadt und linna, Flachs &c. — wurden schon vor ihm vollständig von einander unterschieden, und Referent ist der Meynung, daß diese wohl hergebrachte Unterscheidung mit Unrecht ist zurückgewiesen und aus der Schrift getilgt worden.

II. leistet der Accent gute Dienste, „wenn zwei Vocale neben einander stehen, um anzuzeigen, daß sie nicht als Doppellaute, sondern getrennt auszusprechen sind“ — als ra'ud, Reiser, nicht raud, Eisen; la'ud, die Augenlieder, nicht laud, das Brett &c. Ferner: ka'utama, ma'ud &c., auch in Zusammensetzungen: ma'ilin, ka'allamad und dergleichen.

Den III<sup>ten</sup> und IV<sup>ten</sup> Fall, in welchem der Accent erforderlich seyn soll, berühre ich nur kurz, weil es dabei auf Scheidung grammatischer Formen ankommt, welche nicht jedem ehstnisch Schreibenden zugemuthet werden kann. Der Herr Vf. will nämlich III. daß dadurch der Accusativ, der oft mit dem Ingressiv gleichlautend ist, vom Genitiv unterschieden werde, als kotti, des Sackes, von ko'tti, den Sack,

auch: in den Sack. IV. daß das Adverb. vom gleichgeschriebenen Genitiv unterschieden werde, als: wennekele ramatud, Bücher der russischen Sprache, und se ramat on wenneke'le kirjutud, dieses Buch ist russisch geschrieben.

Seite 19 und 20 handelt sichs von der Aussprache des s, s und st, und ist daran zu loben, daß der Herr Vf. die geltende Orthographie gegen allerlei seltsame Vorschläge in Schutz nimmt; indessen ganz ungeändert durfte sie nicht bleiben. Herr Probst Masing widerráth vor einem Consonanten am Schluß der Sylbe das lange s zu brauchen und will nicht, wie bisher, geschrieben haben usk, fest zc. sondern statt dessen usk und fest. Jedoch fügt er nachmals hinzu: „Wem jenes am Ende zu thun beliebig wäre, mag es thun, obgleich unsere an sich selbst so eckige und spießige Schrift sich's nicht zur Schönheit anzurechnen hätte.“ Dieser sonderbare Grund zu Abänderung der bestehenden Orthographie ist wohl überraschend zu vernehmen, und kaum würde man ihn für ernstlich gemeint ansehen, wenn nicht der Herr Vf. durch die von ihm beobachtete Schreibweise selbst das Gegenheil darthäte.

Seite 20 beginnt der Abschnitt von Verdoppelung der Consonanten, und hier ist es, wo ich mich so gern dem Freunde der ehstnischen Sprache, und auch dem Herrn Vf. verständlich machen möchte, sollte derselbe den Lesern sich beigefellen wollen. Da ich mir bewußt bin, nicht ohne Prüfung und Grund verfahren zu haben, und da mir die Sache selbst am Herzen liegt,

so darf ich schon meine Meinung und Ansicht ohne Zurückhaltung aussprechen, wäre sie auch derjenigen des Herrn Wf. geradezu entgegen gesetzt.

Es heißt gleich anfangs: „die Gewohnheit hat, ohne irgend einen geltenden Grund für sich zu haben, eine nicht nur unnöthige, sondern eine ganz unrichtige, und eben so sehr irremachende Verdoppelung der Consonanten in den Flexionsfällen und andern vielsilbigen Wörtern angenommen und eingeführt.“ — Jedoch werden gleich darauf dieser Gewohnheit zwey Absichten beigemessen — „Theils aus der Absicht, um eine kürzere Währung der Silben anzudeuten, theils um bemerklich zu machen, daß sie den Ton nicht haben.“

Beide angegebenen Absichten hält Referent für bloß vermeintliche; denn man hatte sicherlich weder die eine, noch die andere, sondern wollte mit der Verdoppelung der Consonanten nichts weiter als die genuin-ehstnische Aussprache bezeichnen und verbunden haben, wie nachmals gezeigt werden soll. Indessen fährt der Wf. fort: „bei dieser Ansicht und Absicht hat man sich aber im Wesentlichsten der Sache über die Maaßen geirrt.“ — Man irrte sich, unter der Voraussetzung des Herrn Wfs., daß die oben angegebenen Absichten wirklich statt gefunden hätten; allein dieselben sind gar nicht recht ersichtlich und denkbar; denn dadurch, daß man vermittelst Verdoppelung der Consonanten in den folgenden Sylben, diese oder eine von ihnen verlängerte, konnte man damals doch unmöglich meinen, ihre kürzere Währung angedeutet zu

haben; und eben so wenig bemerklich machen wollen, daß diese Sylben den Wortton nicht hätten, indem das damals doch wohl schon, eben so wie jetzt, sich von selbst verstand.

Darnach führt der Herr Vf. zwei Momente für sich an:

I. „die erste Silbe abgerechnet, seyen die übrigen alle tonlos und von ganz gleicher Währung, mag der Vocal einen oder mehrere Consonanten hinter sich stehen haben.“ — Daß die erste Sylbe den Ton habe, ist ohne Widerrede richtig, die völlige Tonlosigkeit der nachfolgenden mag einstweilen auf sich beruhen.

II. heißt es: „Wenn in der zweiten, dritten, u. s. w. Silbe ein Lautbuchstabe steht, dem ein verdoppelter Consonant folgt, so müssen diese bestimmt separirt ausgesprochen werden und darf nicht anders 2c.“ — Der erstaunte Leser fragt bei diesem Nachspruche: Warum denn? Warum denn nicht? — Der Herr Vf. fährt in seiner Auseinandersetzung fort, und führt seine Behauptung an dem Worte *innimenne*, als einem Beispiele, aus; allein auch dieses, wie es Referenten wenigstens erscheint, durch ein völlig unhaltbares Raisonnement. Derselbe rechtfertigt nämlich das doppelte *n* in den ersten beiden Sylben dieses Wortes, „denn die eine endet auf ein *n* und die andere beginnt mit einem *n*, und weil das *i* tonlos ist, gleitet man im Sprechen über beide leicht hinweg; aber in der dritten darf dieses nicht so geschehen, sondern müssen die beiden letztern *enne* eben so ausgesprochen werden als das Adverb. *e'enne* und im Deut-

schen Henne, nenne, kenne.“ (!! ) Man frägt abermals: Was nöthigt denn dazu? Wer kann einen zwingen wollen, von der genuin-ehstnischen Aussprache, welche, ohne Rücksicht auf Sylben, bei aller Verdoppelung der Consonanten als Regel gilt; gerade bey der dritten und vierten Sylbe abzuweichen? Es ist ja auch — um bei des Herrn Vfs. Explication zu bleiben — mit den letztgenannten Sylben ganz derselbe Fall, wie mit den ersten beiden, und das dort geführte Raisonnement paßt ganz und gar auch auf diese beiden. Die erste nämlich endet gleichfalls auf ein n, und die andere beginnt mit einem n, und weil das e tonlos ist, gleitet man schnell über beide hinweg — also müßte wohl bei gleichen Vordersätzen ein gleicher Schlusssatz folgen? — Nichts weniger als das; der Herr Vf. bringt ein ganz anderes, dem vorigen völlig entgegengesetztes Resultat heraus, und, man kann nicht anders sagen, damit schlägt er sich selbst entweder hier oder dort. Wir kennen ja alle die der ehstnischen Sprache eigene liquide Aussprache der verdoppelten Consonanten, die überall als Regel zum Grunde liegt und von der man nur in Ausnahmefällen abweicht, welche Fälle zum Theil auch besonders bezeichnet wurden (ñ und ñ), nunmehr aber, durch den von dem Herrn Verfasser einzuführenden Accent, bei den übrigen Doppelconsonanten gleichfalls bemerklich gemacht werden sollen. Wollte Jemand schreiben inni-mēñne, mit dem bezeichneten ñ, ja dann hätte man alle Ursache zum Tadel, und lediglich nur bei dieser Voraussetzung wäre Zusammenhang in



der aufgestellten Behauptung. In n i m e n n e wäre ein grober Schreibfehler, und, sobald der Fremde die Bedeutung des ñ kennt, dann würde und müßte er nothwendigerweise das Wort falsch lesen. Vor allem ist aber dem die ehstnische Sprache lernenden Ausländer vonnöthen, daß derselbe die liquide Aussprache unserer Ehsten nachmachen lerne, sonst verdirbt er alle Sylben ohne Ausnahme, die ersten wie die letzten, und wird sogar lesen i n n i m e n n e.

Nachdem der Herr Vf. auf jene Weise die Unstatthaftigkeit der resp. Verdoppelung der Consonanten dargethan zu haben glaubt, läßt er sich weiter über die Inconsequenz vernehmen, daß man bei einigen Wörtern, in der dritten und vierten Sylbe, doch nur Ein n angebracht habe, und erörtert solches an dem Worte h o b b o n e, „dessen letzten Silben mit denen des Wortes i n n i m e n n e ganz gleicher Art seyen.“ — Allerdings würde, wollte man h o b b o n n e schreiben, die Aussprache schwieriger und einigermaßen entstellt werden, aber dennoch würde dieß Wort, da doch immer die erste Sylbe den Ton behalten müßte, noch nicht nothwendig wie das französische o b o n n e! ausgesprochen werden müssen, worüber nachher noch einiges. — Der Herr Vf. spricht endlich nach abgemachter Sache: „So und nicht anders ist's mit allen Verdoppelungen der Consonanten, wo sie ohne Grund, ohne Prüfung und ohne Einsicht zur Regel gemacht worden sind“ — und geht darnach zu einem gelehrten Excurs über, wo alles, was seit Rossenius und Stahl's Zeiten im Ehstnischen geschehen ist, dem

Heinrich Gutschlaff zugeschrieben, und nicht bloß über orthographische Mängel, sondern auch andere Gebrechen in Erforschung, Erkenntniß und Behandlung der ehstnischen Sprache Klage geführt wird.

Als Erwiderung auf das gegen die Consonanten-Verdoppelung Vorgebrachte, wiederhole ich nochmals, was allen, welche ehstnisch sprechen, geschweige denn den Kennern der Sprache, bekannt ist, daß die verdoppelten Consonanten einer eigenthümlichen genuin-ehstnischen, einer liquiden Aussprache bedürfen, und man kann dreist hinzusetzen, sobald diese angewandt wird, so ist weder ein Irremachen, noch weniger eine der Aussprache widersprechende Unrichtigkeit zu fürchten, wie sich nachmals des mehreren ergeben wird. Ja, es kann noch mehr dargethan werden; es läßt sich sogar zeigen, daß, und in welcher Art, die von dem Herrn Wf. behauptete Vereinfachung der Consonanten in den folgenden Sylben der wahren ehstnischen Aussprache nicht entspreche. Derselbe hat nämlich stets mit der kurzen Währung dieser Sylben zu thun, und spricht sie daher ohne Zweifel bei der vorzunehmenden Prüfung möglichst schnell aus; allein bekanntlich unterscheidet man bei einer flüchtigen Aussprache nicht so scharf als bei einer distincten, und es kann daher, wessen auch in der zu beurtheilenden Schrift, Seite 23, Erwähnung geschieht, eine Organen-Täuschung gar leicht vorgehen. Wirklich meint man auch wohl, bei eiliger Aussprache, am Schlusse des Wortes innimenne nur die Sylben mene zu verneh-

men, und ist auf dieses flüchtige Horchen hin nicht abgeneigt, dem Herrn Vf. recht zu geben; allein es bleibt noch eine sorgfältigere Prüfung möglich und man bedarf ihrer unumgänglich für den vorliegenden Fall. Dazu spreche man die fraglichen Sylben immerhin kurz, nur zugleich möglichst bestimmt aus, d. h. in kleinen Intervallen, und in der Absicht verzeichne man die Sylben getrennt von einander. Man schreibe nach des Herrn Verfassers Verlangen das Wort in=ni=me=ne, spreche aber deshalb nicht gleich in=ni=me'ne aus (wie in der anzuzeigenden Schrift mit o boune arrivirt ist), sondern gebe nur kurz und bestimmte die Mit- und Selbstlaute an — was erfolgt? Hört man alsdann die richtige Aussprache des bekannten ehstnischen Wortes? — Keineswegs! Die dritte Sylbe erlangt einen fremden Laut, so etwa wie ein National-Russe das Wort nachsprechen würde. Derselbe wird aber überdem, nicht nur in den letzten Sylben, sondern auch in den ersten, die Doppelconsonanten vereinfachen und das Ganze aussprechen: i=ni=me=ne, so wie er sagt: Te=re, te=re, fi=la=mees! Wollte der Herr Vf. dieser russischen Pronunciation getreulich folgen, so müßte er sogar schreiben inimene, und wirklich beweiset seine oben aufgeführte Auseinandersetzung für beide Fälle zugleich, oder für keinen von beiden. Referent muß bekennen, daß ihm die sich ergebende Aehnlichkeit mit der russischen Aussprache wohl aufgefallen ist, und in der That hier merkwürdig erscheint. Bekanntlich kann, wo zwei verschiedene Volkssprachen auf der

Gränze zusammenstoßen, die eine oder die andere unter solchen Umständen leicht mehr oder weniger von ihrer Reinheit verlieren, sey es durch Einmischung fremder Ausdrücke, sey es durch Annahme barbarischer Bildungsformen, sey es auch nur — was hier allein als möglich gedacht wird — durch irgend eine Nuancirung der Pronunciation, welches letztere sehr wohl selbst dem gründlichsten Sprachforscher begegnen könnte. Sollte sich vielleicht hieraus des Herrn Wfs. sonderbarer Widerwille gegen die ehstnischen Doppelconsonanten erklären lassen? An der östlichen Gränze Ehstlands geboren, könnte derselbe ja die russische Nuancirung nicht nur frühzeitig vernommen, sondern auch, ohne es zu wissen und zu wollen, etwas davon unwillkürlich sich angeeignet haben. Diese Bemerkung soll indessen ganz und gar nicht, und in keinerley Weise der literarischen Ehre des Herrn Wfs. zu nahe treten; denn Referent hat, in Ermangelung besserer Erklärungsgründe, nur deshalb gewagt, seine Muthmaßung frey auszusprechen, weil er vollkommen überzeugt ist, und diese Überzeugung bei Jedermann voraussetzt, daß jener Umstand, gesetzt es wäre etwas daran, mit großer Gelehrsamkeit und ausgebreiteter Sprachkenntniß sehr wohl bestehen könne. Nur von demjenigen ist hier die Rede, was in zarter Jugend empfangene Eindrücke über Gehör- und Sprachorgane vermögen, und wenn hierauf eine Muthmaßung gegründet, oder hieraus ein möglicher Erklärungs-Grund gesucht wird, so hat der Herr Wf. es in so fern selbst veranlaßt, als derselbe

*Zuf. Jede Nuancirung der ehstnischen  
 Sprache nicht nur durch die russische, sondern  
 auch durch die polnische Sprache, in ihr eben so wohl im-  
 mer alles Leben sein können, als in der Natur.*

seine neue Behauptung nicht durch bessere innere Gründe unterstützt hat.

Referent kehrt zu der von ihm vorgeschlagenen distinkten Aussprache zurück, und bittet dieselbe noch an einigen Wörtern zu versuchen, welche aus dem bekannten ehstnischen Liede, Pag. 201 des Gesangbuches, entlehnt sind. Darin kommt vor: Tulge risti-in-ni-me-sed; Je-su-se; al-lan-du-ses; kur-was-tu-ses; ar-mo-li-sed; häd-da-li-sed u. s. w., sämmtlich nach Herrn Pr. Masing's geforderter Verbesserung orthographirt. Es kommt bei diesen Wörtern auf die Aussprache der penultima an, und ich halte für nöthig nochmals hinzuzusetzen, man verlange, um das Unrichtige der neuen Schreibweise zu zeigen, durchaus nicht, daß jene Sylbe gerade gedehnt und lang ausgesprochen werde, nein! nur eben so kurz und bestimmt wie die vorhergehende und nachfolgende. Also ausgesprochen, wird man das früher Behauptete auch hier bestätigt finden: Ohne Doppelconsonant in den letzten Sylben, hört man den reinen Ton des ehstnischen Wortes nicht mehr; schreibt man dagegen in-ni-mes-sed; Je-sus-se; al-lan-dus-ses u. s. w. und giebt ihnen im Sprechen die liquide Aussprache, so ist alles wieder in Ordnung — nur muß ich auch hier Jedermann bitten, mir nicht über die penultima etwa einen Accent anzubringen. In dem ersten Aufsätze des Hefts XVII der Rosenplänterschen Beiträge hat sich ein Ungenannter gleichfalls gegen die Weglassung des zweiten Consonanten erklärt, und Referent kann

nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit die treffend gewählten Wörter anzuführen, durch welche jener Verfasser die Nothwendigkeit der resp. Verdoppelung, recht überzeugend dargethan hat. Die letzten Sylben des Wortes *minneminne* enthalten offenbar dieselben Laute, welche in den ersten beiden angetroffen werden, nur mit dem Unterschiede, daß der ersten Sylbe noch der Wortton hinzugegeben wird, welcher jedoch weder am *i*, noch am *m* etwas ändert, und der ersten Sylbe als solcher bloß einigen Nachdruck ertheilt. Jeder partheilos Hinzutretende, welcher das geschriebene Wort mit der richtigen Aussprache desselben vergleicht, kann nicht in Abrede seyn, die Schreibart *minneminne* entspreche vollkommen der Aussprache, *min-ne-mi-ne* entstelle sie schon etwas, *mi-ne-mi-ne* gänzlich. Dasselbe Resultat liefert die Vergleichung der letzten Sylben des Wortes *innimesi* mit dem Worte *messi*, Honig.

Um nun noch dem von dem Herrn Vf. oben gerügten Vorwurfe der Inconsequenz zu begegnen, so läßt sich auch nachweisen, daß nicht bloß der Zufall oder die Gewohnheit in einem Worte den Consonanten verdoppelten, während sie in einem andern ihn einfach stehen ließen, sondern daß vielmehr die Natur der Wörter und deren Aussprache dabei mag zu Rathe gezogen worden seyn. Mit einfachen Consonanten in den letzten Sylben werden eine Menge Wörter geschrieben, als: *tassane*, *rojane*, *sullane*, *farjane*, *waenlane*, *wennelane*, *suggulane*, *linnane*, *punnane*, *issane*,

emmane, uimane, tãnnapãwane ic.; of-  
 sekohhene; tõssine, tulline, higgine,  
 äkkine, endine, eiline, tõbbine, sinni-  
 ne, hilline ic.; hobbone; ùmmargune,  
 sãhhãrdune, pattune, tãkkune, mis-  
 suggune, allune ic. Aber alle diese und  
 dergleichen Wörter halten die Probe der distink-  
 ten Aussprache aus, als: tas = sa = ne, tõb = bi-  
 ne, hob = bo = ne, pat = tu = ne ic. Also ge-  
 schrieben und ausgesprochen, vermißt man nichts  
 an der Richtigkeit und Vollständigkeit ihrer  
 Laute; was sollte denn die Vorfahren, was  
 könnte uns bewegen, hier, wider die Natur  
 dieser Wörter, noch einen Consonanten hinzu-  
 zufügen? Betrachtet man dieselben genauer, so  
 liegt meistens schon ein bestimmt geformtes  
 Wort zum Grunde, und wird nur die Sylbe  
 ne oder lane hinzugefügt. Bei der Flexion  
 verwandelt sich aber das n in s und auch dieses  
 einfache s bewährt sich als richtig (tas = sa = se,  
 tõb = bi = sel, hob = bo = sed, ic. ic.) \* \*)

Jedoch eine Verdoppelung des n wird nöthig  
 in den Anhängesylben linne und enne, welche  
 in Verbindung mit gewissen Wörtern neue Be-  
 griffs-Verhältnisse bilden, als: armolinne,  
 surelinne, kãssilinne, pãlgalinne, ab-  
 bilinne, iggawenne. Hierher gehört auch  
 innimenne, desgleichen die Deminutiva in  
 kenne, als: lauakenne, hawakenne, ar-  
 mokenne, lapsokenne ic. Alle ebengenannte  
 erfordern in Flexionsfällen ein ss, diejenigen  
 Casus abgerechnet, wo statt des zweiten s ein  
 anderer Consonant eintritt. Auch für diese

\*) Das ist ab uben, nur auf Maning sagt: wõb  
 innime wird innime-ne, mit nicht  
 — en-ne.

\*\*\*) Nom. innimene, Gen. innimefe.

Gattung Wörter gilt die Probe der distinkten Aussprache; denn, sobald man sie in getrennten Sylben darstellt, wird man sich davon überzeugen, daß zu ihrer vollständigen Aussprache ein Doppelconsonant erforderlich ist. Dasselbe Bewandniß hat es mit den Substantiven, die in *us* ausgehen, und die im Genit. *usse* (nicht *u'sse*) haben, von denen einige schon oben angeführt, und ihrem Laute nach geprüft worden sind. Nicht minder gehören hieher die Subst. Verbal. auf *inne* (*kandminne*, *noudminne*, *söminne* &c.) welche in dieser Rücksicht ganz mit denjenigen Wörtern übereinstimmen, denen die Sylben *linne* angehängt werden.

Seite 25 verbreitet sich des Herrn Vfs. Tabel auch über Verdoppelung des *t*, „man schreibe nicht nur *innimenne*, sondern auch *jummalatte* und *jummalatta*.“ — Referent nimmt das letztgenannte Wort zuerst auf, nicht um die Anwendung des Doppelconsonanten für diesen Fall zu vertreten, denn dessen bedarf es nicht, da Alle, die der bisherigen Orthographie kundig sind, wissen, daß dieser Vorwurf dieselbe gar nicht trifft; sondern um über den Privativ überhaupt sich bestimmter auszulassen. Es giebt in Absicht desselben zwey verschiedene und wohl zu unterscheidende Fälle:

I. Wenn die privative Endung an ein Substantiv, Pronomen oder Nomen Propr. angehängt wird. In diesem Falle ist das *t* bisher nie verdoppelt worden; man schrieb und schreibt noch: *rahata*, *römota*, *abbita*, *jummalata*, *sinnota*, *temmata*, *Jesusseta*, *Hansota* &c.,



und wer anders schrieb, der fehlte gegen die Regel, mithin bleibt hier nichts weiter zu sagen übrig.

II. Wenn die Sylbe *ta* an einen Infinitiv gehengt wird, wodurch ein Adverbium entsteht, das zugleich ein Adjectiv. indecl. ist. In diesem Falle verdoppelte man allerdings nach der bisherigen Orthographie das *t* und schrieb: *minnematta*, *jummalakartmatta*, *lömatta*, *luggematta* &c. Hier findet des Herrn Wfs. Tadel einen Gegenstand; allein um zu beurtheilen, auf welche Seite das Recht sich hinneige, ist es nöthig, die Natur dieser Wörter näher zu erwägen. Die unter No. I angeführten Wörter geben zwar auch, wenn man sie mit und ohne Privativ gegen einander vergleicht, einen verschiedenen Sinn; es macht wohl einen Unterschied, ob man sagt: *Minno*, oder *minnota*, *abbi* oder *abbita*, indem der mit einem dieser Wörter verbundene Begriff durch den Privativ in einer Beziehung gedacht wird, nach welcher derselbe für jetzt als beseitigt und unwirksam erscheint. Anders verhält sich aber mit den Fällen von No. II, denn in denselben nimmt das *ta* eine viel wichtigere Stelle ein. *Minnema* heißt gehen, *minnematta* ganz das Gegentheil davon — nicht gegangen! — mithin sind beide Begriffe nicht bloß unter sich verschieden, sondern geradezu einander völlig, d. i. contradictorisch entgegengesetzt. Die angehengte Sylbe *ta* macht, ihrem Inhalte nach, die zweyte Hälfte des ganzen Wortes aus und verdiente, als solche, selbst im Sprechen eine Auszeichnung durch den

*Luggema* züßeln; *luggemata* imyzüßelt,  
im ist aber und *ofur* nicht anders in. *for* mit  
demselben *nim* in. dieselbe Erklärung.

Ton, das Gegentheil von minnema ist minnemata'. Jedoch dem Genius der ehstnischen Sprache kann nichts mehr zuwider seyn, als ein Accent auf der letzten Sylbe eines Wortes, weil nach ihrem feststehenden Charakter derselbe ein für allemal auf der ersten Sylbe ruhen muß. Ist also außer ihr noch ein gewisser Nachdruck nöthig, so mag er eher in einer der mittleren Sylben angebracht werden, wie solches ohnehin in zusammengesetzten Wörtern vorkommt, wie in jummalakarlik, in wannaoe Mart 16. Aus Berücksichtigung jener Sprachforderung hat man nun den, dem Begriffe nach auf der letzten Sylbe ruhenden, Accent auf die vorletzte zurückgezogen, und schreibt minnematta, wodurch die vorletzte einigen Nachdruck erhält, der wirklich auch in der Sprache gehört wird, und, selbst ohne Einmischung der Deutschen, der Sache ganz angemessen erscheint. Ein Hausherr, welcher über bewiesenen Ungehorsam sich gegen seinen Dienstboten ausläßt, wird nicht sagen minnematä, wie Herr Pr. Masing in diesem Falle die Sylben bezeichnen würde, sondern er wird besser articuliren: K ui pead minnema, kas sinna siis jättad minnematta? — Referent ist daher der Meinung, daß für diesen Fall des Gebrauchs des Privativs, in der Sprache wirklich ein Grund vorhanden ist, welcher die Bezeichnung mit dem doppelten t veranlaßt; und hält sich für verpflichtet, die guten Vorfahren gegen den Vorwurf in Schutz zu nehmen, als hätten sie hier ohne Grund, ohne Prüfung und Einsicht eine Verdoppelung

vorgenommen. Zugleich wünscht derselbe, daß Sprachkennner die Lehre vom ehstnischen Accente genauer erforschen mögen, hält sich aber nach dem Bisherigen nicht für berechtigt, zur Ausmerzung des zweiten t für diesen mit No. II bezeichneten Fall die Hand zu bieten.

III. Noch eine Verdoppelung des Consonanten t (ohne Beziehung auf den Privativ) fand bisher statt bei dem Genit. Plur. mancher Substantiven und Adjectiven. Man schrieb z. B. und schreibt jummalatte, wannematte, riette, surematta etc., für welchen Fall der Herr Vf. ebenfalls den einfachen Consonanten vindicirt. Wahr ist es, daß man hier nicht, wie vorhin, von Seiten der Begriffs-Verhältnisse der einzelnen Sylben zu einander, eine Instanz machen kann, allein es sey mir erlaubt, hier einen andern Einwand vorzubringen. Es fragt sich überhaupt, ob es mit der von dem Herrn Vf. behaupteten gleichen Währung aller nachfolgenden Sylben wirklich ihre Richtigkeit habe. Schon ein viersylbiges Wort machte vorhin einigen Zweifel rege, beim fünfsylbigen geschieht dieß noch auffallender. Jemand versuche einmal das Wort wannemattēle, in der Art auszusprechen, daß nur die erste Sylbe den Ton habe, und alle folgenden auf gleiche Weise kurz seyen! Entweder er bringt ein abgeschmacktes Wort hervor, das auch ganz anders klingt, als im Munde des Ehsten, oder er ist nolens volens genöthigt, noch eine von den mittleren Sylben des Wortes durch den Ton einigermaßen zu heben. Der Wohlklang nämlich,

welchen jede Sprache aus sich selbst hervor-  
 bildet, fordert hier nothwendig, daß eine der fol-  
 genden Sylben ausgezeichnet werde; und wenn  
 dieselbe auch nicht der ersten an Nachdruck gleich  
 kommen dürfte, so darf sie doch vor den übrigen  
 etwas voraus haben. Wie! wenns nun dieß  
 wäre, was unsere gedankenlosen Vorfahren be-  
 wogen hätte, den Buchstaben *t* in diesem Falle  
 zu verdoppeln? Dadurch daß man bei der drit-  
 ten, auf die Art mit einem Consonanten endi-  
 genden Sylbe so viel länger verweilen mußte,  
 erlangten sie den großen Vortheil, daß der  
 Wohlklang der lebenden Rede, welche hier die  
 dritte Sylbe über die vierte und fünfte im Aus-  
 drucke hebt, auch in der Schrift bemerklich ge-  
 macht wurde; und daneben den ihnen eben so  
 wichtigen, daß dadurch die ehstnische Sprache  
 auch zum Kirchengesange verwendet werden konn-  
 te; denn, nur wenn unter den mehreren ver-  
 meintlich kurzen Sylben eine als prosodisch lang  
 erscheinen durfte, erhielt die Sprache Brauch-  
 barkeit für die gebundene Rede. In der Regel  
 bilden die viersylbigen ehstnischen Wörter zwey  
 Trochäen und der Grund liegt in der wahren  
 Aussprache derselben. Die oben angeführten:  
*innimesed*, *kurwastusses*, *armolissed*;  
 eben so *armastama*, *warrastama*, *finni-  
 tama*, *ic.* erhalten beim Sprechen wirklich alle  
 in ihrer dritten Sylbe eine Auszeichnung, und  
 wenn gleich der vorkommende Vocal an sich kurz  
 ist, so kann man doch nicht verkennen, daß ein  
 gewisser Nachdruck auf der Sylbe ruht, und  
 daß diese in Vergleich mit der letzten gehoben

wird, die letzte aber, als völlig tonlos, sich an sie anschließt. Eben der Fall ist mit dem vorhin erwähnten Worte wannematte. Wollte man bei der, der dritten Sylbe vor der vierten gebührenden Auszeichnung, den Consonanten vereinfachen und schreiben wan - ne - ma - te, so würde das a zu viel Ton erhalten, und die richtige Aussprache verderben. Um dem vorzubeugen, war kein anderer Rath, als das nachfolgende t zu verdoppeln, und eines derselben herüber zu ziehen, worauf die letzte Sylbe wegen Gleichheit der Consonanten sich um so leichter an die vorhergehende anschließt. Also entstand wannematte, und, wie man sieht, doch auch nicht ohne Grund.

Soll Referent nunmehr sein Urtheil über die vom Herrn Probst Masing versuchte Einführung des resp. einfachen Consonanten angeben, so hält er dessen Absicht für gänzlich verfehlt; denn, abgesehen davon, was seine Gegner für sich und ihre Sache anführen können, so hat Herr Probst Masing in der Beweisführung für seine Behauptung nicht Genüge geleistet. Die gleiche Währung aller folgenden Sylben, auf welche der Herr Bf. viel zu rechnen scheint, ist noch ein unerwiesener und vielleicht nicht einmal erweislicher Satz; überdem ergab sich, daß der Herr Verfasser, ohnerachtet des Anscheins von Gründlichkeit, womit derselbe den Abschnitt beginnt, und ohnerachtet der Zuversichtlichkeit, mit welcher er dabei zu Werke geht, statt durch Gründe, doch nur durch Absprechen entschieden hat — ein Umstand, der um so mehr Schatten

auf die empfohlne Neuerung wirft, als es dem Herrn Vf. nicht an Scharfsinn gebricht, Gründe für sich aufzufinden, wenn welche aufgefunden werden könnten.

Endlich heißt es in unserer Schrift Seite 36: „Zum Schlusse etwas Grammaticisches“ — und giebt der Herr Vf. die merkwürdigen Regeln:

„Wenn von der Dauer der Zeit die Rede ist, so steht das Nomen im Egressiv, oder, was einerlei ist, im Materialis; ist aber ein Werden der Zeit gemeint, dann ist der Factitiv erforderlich.“ Als Beispiel der Dauer wird darauf angegeben: *Minna tullen lounesõmaajast teile* (ich komme zu euch, um euer Mittagsgast zu seyn). Als Beispiel des Werdens: *Päew sai mul oiete aastaks, nenda igaw olli ta mul* (der Tag ward mir zum Jahr, so langweilig ward er mir).

Alle Sprachregeln, die aufgestellt werden, müssen in der fraglichen Sprache ihre Wurzel haben, und aus dem rein aufgefaßten Sprachgebrauche selbst ihre Data entlehnen. Nun ist nicht zu zweifeln, der Herr Vf. werde, bei Aufstellung obiger Regeln, einem irgendwo üblichen Sprachgebrauche gefolgt seyn; allein verwundern muß man sich, daß derselbe, bei seiner Kenntniß der ehstnischen Sprache und ihrer ungemeynen Fähigkeit, über alle sinnlich wahrnehmbare Beziehungen sehr scharf unterscheidend sich auszudrücken, gerade oben erwähntem Sprachgebrauche das Wort reden konnte, und zwar so bestimmt, daß er gesteht, „selbst früher wie alle Deutsche geirrt, und gesagt zu haben: *Minna*

tullen lounesõmaajaks teile, welches nichts anders heißen könne als: Ich komme zu euch, euer Mittagsmahl zu seyn, um von euch verspeist zu werden.“ — Wahr ist es, der Gebrauch des Egressivs für diesen Fall ist weit in Bierland und Allentacken verbreitet; allein wie manches Unrichtige und Tadelnswerthe läuft nicht in der Sprache des Volks mit unter, wie im Deutschen so im Ehstnischen! Hier hört man z. B., wenn von Jemanden die Rede ist, der großen Mangel leidet: Mis ta rauf peab teggema, ei olle keddagit kâes — aber soll man deshalb die Anhängesylbe ki oder ge auch in der Büchersprache anfangen zu flektiren? Mögen irgendwo Einzelne oder auch Viele aus dem Volke den Privativ wirklich flektiren, darf man das deshalb für richtig erklären, und flugs schreiben und drucken lassen teadmatad innimesed? Darf man vielleicht gar, wenn man weiter declinirt: teadmatate, teadmatatele zc. auf die Art von sich aus die Sprache mit einer ganz neuen Declinationsform bereichern wollen? Mag irgendwo die falsche Beugung wallatud statt wallatumad, der unrichtig gebildete Instrumentalis omma filmiga, die unrichtige Konstruktion tõe möda statt tõt möda; mag irgendwo — ein horrible dictu! — jummalakartmatalt zum Besten gegeben worden seyn, und noch heute gegeben werden, darf man, wenn man noch einigermaßen für Sprachreinheit besorgt ist, solches auch sogleich in die Schriftsprache aufnehmen? Jener erwähnte wierländische Sprachgebrauch mag seinen Ur-

sprung haben woher er wolle; sey es, daß für diesen Fall der Factitiv sich dort gar nicht ausgeprägt, sey es, daß er mit der Zeit sich abgeschliffen hätte, und auf die Art mit dem Egressiv erst scheinbar zusammen getroffen, und nachmals wirklich eins geworden wäre — genug! der Herr Vf. folgt im Obigen dem wierländischen Sprachgebrauche, der wahrscheinlich auch ins Dörptsche hineinreichen wird, und zwar um so eher, als man dort das ks als Sylb-Ende gar nicht kennt; auf jenen Sprachgebrauch fußen die oben angeführten Regeln. Dieselben scheinen aber nicht einmal eine bestimmte logische Scheidung für sich zu haben; denn was für ein Unterschied ist zwischen Dauer und Werden der Zeit? Indem die Zeit dauert, wird sie zu Minuten, Stunden, Tagen &c. und indem die Zeit wird, dauert sie nothwendig fort, sie kann nur zu bestimmten Zeit-Abschnitten werden, wenn und weil ihre Dauer besteht. Beide von dem Herrn Vf. angeführten Beispiele genau erwogen, ergiebt sich als ihr einziger wahrer Unterschied, daß das erste von einem Zeitpunkte spricht, der noch bevorsteht, und werden soll, das zweite von einem schon erlebten Zeit-Abschnitte, dessen Dauer jedoch dem Sprechenden viel länger vorgekommen ist, als sie in der That war. In dieser Angabe werden, wie man nicht in Abrede seyn kann, die Ausdrücke „Werden und Dauer“ der Sache ganz angemessen gebraucht und doch, wenn man sich die Mühe geben will, selbige Angabe mit des Herrn Vfs. aufgeführten Beispielen zu vergleichen, wird man bemerken, daß sie hier



gerade im umgekehrten Verhältnisse angewandt wurden; was dort als Beispiel der Dauer vorgestellt ist, bezeichnet hier ein Werden, und das dortige Beispiel des Werdens verwandelt sich hier ganz eigentlich in Dauer, woraus doch wohl hervorgeht, daß der Herr Vf., nach dessen angeführten Beispielen zu urtheilen, in der Anwendung jene Begriffe nicht scharf genug aufgefaßt habe. So viel ist gewiß, daß die erste, die Dauer der Zeit betreffende Regel, welche doch ihrer allgemeinen Fassung nach alle dergleichen Fälle in sich schließen sollte, sonderbarer Weise gerade den Fall nicht begreift, wo im Ebstnischen ganz eigentlich von der Dauer der Zeit die Rede ist. Man sagt: *Talwel raiutakse puid, sumwel forjatakse heino, wien-damal nâddalal kûlwatakse ohre, sel aastal on kassinaste wihma ic.*; in diesen Redensarten ist wirklich von der Dauer des Winters, des Sommers, der Woche, des Jahres die Rede und das Nomen steht nicht im Egresiv! Kann also wohl in dieser Rücksicht die von dem Herrn Vf. gegebene erste Regel als richtig gelten? Andern Theils ist auch wirklich in dem für die Dauer der Zeit angeführten Beispiele von Dauer selbst gar nicht die Rede. Der Ausdruck: *Minna tullen lounesômaajast teile* bezeichnet bloß den Zeitpunkt der Ankunft des Sprechenden, ohne weder die nächstvorhergehende, noch die gleich darauf folgende Zeit mit andeuten zu wollen. Der Gast mag immerhin die Absicht haben, noch während des ganzen Abends seinen Besuch zu

*Annonierter Linn muss nicht sein, lieber G. G.*

verlängern, allein in jenen Worten wird nur die Zeit seines Erscheinens angekündigt, welche nichts anders als ein Moment seyn kann. Eben so könnte noch angeführt werden, daß der eigentliche Sinn und Inhalt der Worte *pà à w fai mul oiete aastaks, nenda iggaw olli ta mul* nichts als die Dauer des für übermäßig lang gehaltenen Tages darstellt; indessen kann nicht geleugnet werden, daß zugleich in den gewählten Worten ein Werden mit gemeint ist, (wie solches auch mit der Grundbedeutung des Faktitivs übereinstimmt) und in dieser Rücksicht könnte man sich die zweite aufgestellte Regel schon gefallen lassen; jedoch leidet jene Art des Ausdrucks bei Zeitbestimmungen wenig Anwendung im Leben, und diese Regel umfaßt nicht alle Fälle, in welchen man den Faktitiv bei Zeitbestimmungen gebrauchen kann.

Was aber insbesondere den von dem Herrn Vf. angenommenen, und als einzig richtig empfohlenen Gebrauch des Egressivs betrifft, so kann es Referenten nicht in den Sinn kommen des Herrn Vfs. Ueberzeugung anstreiten, nicht einmal dessen Meinung widerlegen zu wollen. Es liegt ihm nur daran, daß der Geist der ehstnischen Sprache, wo er frey und treffend sich regen kann, nicht ohne Noth in Fesseln geschlagen werde. Diese Sprache unterscheidet an Bewegung, Richtung und Dauer sehr scharf den Ausgangspunkt, den gegenwärtigen Stand und den vorschwebenden Zielpunkt. So ist es, wenn von einer Bewegung im Raume, so, wenn vom Fortrücken der Zeit gesprochen wird. Gleichwie der Ehste an

der Bewegung im Raume die dreifache Abtheilung unterscheidet, temma tulli koddunt, on koddoo, lähháá kóio; also auch die Abtheilung der Zeit, als die vergangene, die gegenwärtige und zukünftige; oder die, von der man ausgeht, in der man sich befindet, der man entgegen geht, als: Temma hákkaá lappesst peále, on nuúd mehhe pólwel, saab wí máks wannamehheks. Hier bezeichnet der Egressiv den Ausgangspunkt, der Possessiv den gegenwärtigen Stand, und der Faktitiv den bevorstehenden Zustand, dem man entgegen geht. Zur besseren Uebersicht mögen die 3 Fälle noch besonders aufgeführt und mit mehreren Beispielen belegt werden.

I. Der Egressiv ist erforderlich, zur Bestimmung der Zeit, von welcher man ausgeht, oder von welcher an man rechnet z. B. Páwa tou-  
sust olleme wáljas, wir sind von Sonnenaufgang in Bewegung; hommikust óhtoni teggime tóód, wir arbeiteten vom Morgen bis zum Abend; hommikust láksin koddunt árra, am Morgen, ehstnisch bestimmter: Vom Morgen ab verließ ich das Haus. Hierher gehört auch der gewöhnliche Gruß terre hommikust! Freudige Theilnahme, daß man den Morgen gesund erlebt habe, von dem aus man hoffend der kommenden Zeit entgegenseht. —  
Noh! kúlw jááb homsest páwast? heißt so wenig, „die Saat verbleibt also zum morgenden Tage?“ daß es vielmehr den ganz entgegengesetzten Sinn ausdrückt: Die Saat unterbleibt also morgen? Antwort: Jágo kúw homsest

pávast, meie ei kúlwa ennego tulleswal náddalal.

## II. Der Faktitiv ist erforderlich

1. wenn vom Werden, vom Uebergange einer Zeit zur andern die Rede ist, als: Pávad said náddalaks, náddalad aastaks ic. Das Sprichwort: Ep olle weel pááv óhtuks, gehört hierher. Dergleichen Zeit-Uebergängen oder Uebergänge kommen jedoch selten vor. Desto mehr Anwendung aber auf allerlei Ereignisse der Natur und des Menschenlebens: Willi saab kúpsaks, mees on wannaks láinud, innimenne kúkkus wiggaks, wessi sai winaks, wiskas teist rusfaks mahha, lödi koera furnuks, moók tehti sirbiks, luggu láks kurjaks, ic.; auch Uebergänge, Veränderungen im Gemüthe: Mees sai wihhasaks, innimenne panni pahhaks ic.

2. wenn mit Beziehung auf einen Zeit-Abschnitt eine gewisse Absicht verknüpft wird, als: Tánna on hiljaks jánuud, olgo teiseks korraks! játtan sedda homsaks, tullen homsaks teile, ich komme auf den morgenden Tag zu euch; sain ikka óseks koio, ich gelangte doch zur Nacht nach Hause. Kauaks sa kodunt árraláhhád? Láhhán kolmeks páwaks, ich werde drei Tage abwesend seyn. Dergleichen mit Absicht verknüpfte Beziehungen giebt es außer den Zeitbestimmungen unzählig viel andere. Lemma on mulle issaks, olle sinna mulle wennaks; ostsin härja kúnniks; pean tubbakat kaubaks; wótsin

lapse lambolisseks; palkas meest sullasseks; wöttis pöllo omma holeks; palus keiki ommale wódraks, 2c. 2c.

III. Der Possessiv ist erforderlich, wenn eine Zeitdauer genannt wird, in welcher etwas geschieht. Hierher gehören die oben angeführten Redensarten: talwel raiutakse puid, suw-  
wel 2c.; páwal tehakse tööd, ósel igga-  
mees hingab 2c.

Diese Erläuterungen aus dem Sprachgebrauche beweisen, welcher Mannigfaltigkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks die ehstnische Sprache fähig ist; und wenn wirklich Nationale also sprechen, warum sollte man sich nicht für berechtigt halten, gegen den einförmigen, alle drei Fälle verflachenden, Egressiv möglichst sich zu sträuben, und, statt seiner, Wendungen zu gebrauchen, welche nicht nur der Syntax angemessen, sondern auch bei einem großen Theile der Nation im Gange sind? Also sprechen Ehsten in Harrien, in der Wiek und größtentheils in Zerwen; ja, sogar unsere Strandbauern, die manches Eigenthümliche haben, die aber, worin sie mit den Landbauern übereinstimmen, für die Richtigkeit der Sache einen um so vollständigeren Beweis abgeben. Ein Bauer vom Kolckschen Strande äußerte: kui hom-  
mikust tele lähme, same louneks liína,  
kui párrast lounat hakkame purjotama,  
same óhtuks liína. Wenn es nun neben solchen Ehsten, die im fraglichen Falle den Egressiv gebrauchen, andere, und vielleicht noch mehrere giebt, die sich des Faktitivs bedienen, so ist nicht abzusehen, warum der letztere so sehr

in Verruf gebracht, für grundfalsch und gänzlich unzulässig erklärt, dagegen Jedermann an den Egressiv gebunden werden soll. Referent bleibt daher der Meinung, daß man sprachrichtig wohl sagen könne: Minna tullen homseks teile (auf den morgenden Tag); auch, tullen louneks, ich komme zu Mittag; ja sogar, tullen lounesömaaiaks, wenn nicht hier der Erste eine andere Redensart gebrauchen möchte, etwa: tullen louneks teiega leiba wõtma.

IV. Möge, da einmal von Zeitbestimmungen des mehreren gehandelt worden ist, noch eine Bemerkung folgen, über die Ausdrücke pãwast pãwani und aastast aastani, welche in des Herrn Vfs. Nãddalaleht sich finden, Referent aber für unrichtig hält. Das angehengte Wörtchen ni weist auf eine bestimmte, abgeschlossene Grenze hin, als kullani, bis zum Dorfe; sillani, bis zur Brücke; hommikust õhtoni, vom Morgen bis zum Abend. Sobald aber von einer fortlaufenden Bewegung oder Dauer der Zeit gesprochen wird, als: Von Dorf zu Dorf, von Tage zu Tage, von Jahr zu Jahr, ist der Ingressiv zu setzen: Kullast kullasse, pãwast pãwa, aastast aasta; auch hört man in Abicht der beiden letzten Wörter, pããw pãwãlt, aast aastalt, in einer abgekürzten Form.

Den Beschluß des Traktats macht des Herrn Vfs. eigenes Urtheil über seine Schriften, das freimüthig und bescheiden abgefaßt ist. Zugleich werden die Schwierigkeiten hervorgehoben, welche der Sprachforscher bei Behandlung der ehstni-

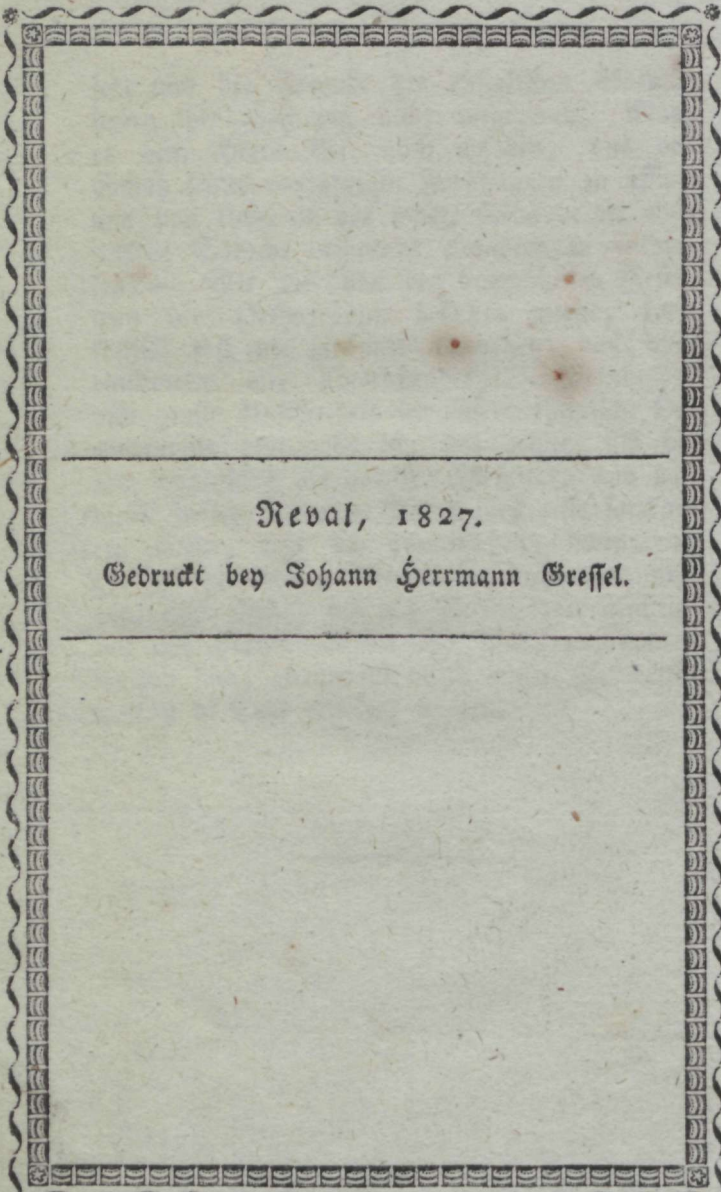
schen Sprache zu überwinden hat, einer Sprache, welche der Herr Vf. nach sechs und dreißigjährigem, mit Vorliebe betriebnem Studium, doch nicht ganz ergründet zu haben, eingesteht. Dadurch erscheint derselbe denn vollkommen berechtigt, noch Warnungen für jüngere Männer, und besonders Ausländer, nachfolgen zu lassen.

Je größer aber das schriftstellerische Ansehen des Herrn Vfs. ist, und je einflußreicher daher sein Beispiel und seine eigenthümlichen Ansichten sich erweisen, desto ausführlicher hat Referent geglaubt, bei der Anzeige dieser kleinen Schrift zu Werke gehen zu müssen. Er hat mit Uebergang alles dessen, was ihm mit dem Bisherigen in Uebereinstimmung zu seyn schien, hauptsächlich das Neue und Abweichende, von dem Herrn Vf. selbst als wichtig Beachtete aufgefaßt, das Vorgefundene unpartheiisch geprüft, und, was er fand, freimüthig ausgesprochen. Zu bedauern bleibt immer — Referent kann diese Bemerkung nicht zurückhalten — daß aus zu großem Eifer im Reformiren der ehstnischen Orthographie der Herr Vf. leider! in und mit der so vielfältig abweichenden Schrift, eine um so auffallendere Scheidewand zwischen sich und der Vor- und Mitwelt gezogen, und dadurch auch dem Begründeten unter seinen Verbesserungen den Eingang erschwert hat; um so mehr zu bedauern, da der gelehrten Thätigkeit des Herrn Vfs. ein noch angemessenerer und größerer Wirkungskreis offen stand, wo es einer neuen, durchgreifend behandelten ehstnischen Grammatik gilt. Jedoch das ehrenvolle Ziel winkt immers

fort und die Freunde der ehstnischen Sprache haben ihre Hoffnung nicht aufgegeben. Möge es dem Herrn Vf. noch gefallen, uns den Schatz seiner vieljährigen Forschungen zu öffnen und uns tiefer in das innere Gebäude der ehstnischen Sprache dringende Ansichten zu enthüllen! — Wie viel von den besprochenen Reformen der Orthographie bestehen werde, kann freilich erst die Zukunft ausweisen; daß aber einstweilen viel Abweichendes, Schwankendes und große Unsicherheit in unsere ehstnische Orthographie gedrungen ist, das ergiebt sich für den Augenblick als gewisses Resultat, und daß dieser beklagenswerthe Stand fürs erste fort dauern werde, läßt sich voraussehen, indem von den vorgenommenen Neuerungen mehr oder minder, auch solche, die von Seiten ihrer Richtigkeit und Nothwendigkeit mit Recht angestritten worden sind, gleichwohl durch äußere Auctorität werden in Curs erhalten werden.

---





---

Reval, 1827.

Gedruckt bey Johann Herrmann Gressel.

---

